

Friedrich Ernst Peters

Unterschiedliche Moden

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Unterschiedliche Moden

Friedrich Ernst Peters

Unterschiedliche Moden

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Erschienen in Print:

Peters, Friedrich Ernst: *Gebild und Leben. Eine Auswahl aus den Schriften*. Schleswig :
Bernaerts, 1955, S. 179-202.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:

Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5800/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-58002](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-58002)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-58002>

„Mars Ott war fünfzig Jahre alt; er hatte seine Füße, wenn er rauchend hinter dem Ofen saß, immer auf den Tisch gelegt, er tat es auch jetzt. Sein Sohn war Zimmermann gewesen und Architekt geworden, er wohnte in der Stadt, war jetzt aber bei seinem Alten auf Besuch. Er saß mit am Tisch und sagte, als sein Vater ihm die Sohlen der Strümpfe unter die Nase schob: „Vadder, dat muß ni don. Föt hört ünner Disch, ni opn Disch. Dat schick sik ni, dat hört sik ni.“

„Schick sik ni? Hört sik ni?“ fragte der Getadelte scharf zurück. Er wollte wissen, wie und wieso für ihn verbindlich sein wolle, was die da draußen dafür hielten. „Buten mag sik veel ni schicken“, warf er ein, „wat sik hier schickt, un hier ni schicken, wat sik dor schickt. Wat geit uns an, wat de Lüd buten dot? Fragt de uns, wenn se afmakt, wat Mod ween schall? Dat givt ünnerschiedliche Moden. Buten is dat Mod, hier is dit Mod.“

Timm Kröger¹

I

An einem frühen sommerlichen Sonntagmorgen des Jahres 1926 setzte ich mich in Schleswig in den Schnellzug, der seine Fahrgäste zu einem Teile schon aus Kopenhagen und Schweden heranbrachte und sie jetzt dem Süden entgegenführte. Die Laute fremder Sprachen, in den Netzen die großen Koffer, die ihre bunten, in der Schweiz und in Italien gesammelten Hotelschilder zur Schau stellten wie Veteranen ihre Narben – und ehrfürchtige Ve-

¹ F.E. Peters hat das Werk des norddeutschen Schriftstellers und Juristen Timm Kröger (1844-1918) sehr geschätzt und eine Rede zu seinem 110. Geburtstag geschrieben: „Timm Kröger – der Dichter unserer Heimat“ (aus dem Nachlass online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57984>). Das hier verwendete Zitat entstammt einer der bekanntesten Novellen von Timm Kröger „Heimkehr. Skizzen aus einem Leben“ (in: Band 4 „Wege nach dem Glück“, Gesamtausgabe Braunschweig: Westermann, 1923). Das erste Kapitel (mit der Überschrift „Wie ich meine Heimat wiederfand“) beginnt mit der Anekdote zu Mars Ott.

Das in der gedruckten Quelle (Peters, F.E., „Gebild und Leben“. Schleswig: Bernaerts, 1955) dieser elektronischen Ausgabe wiedergegebene Kröger-Zitat weist einige kleine fehlerhafte Abweichungen vom Originaltext auf. Im vorliegenden Online-Dokument wird der Wortlaut der Westermann-Gesamtausgabe unverändert übernommen. [Anm. d. Hrsg.]

teranen des Reisens sind sie in der Tat –, die fernen Städte, die im Wagengang als Ziel namhaft gemacht sind, dies und eine Reihe anderer Umstände schaffen das Gefühl, schon in der Fremde zu sein, obwohl ein Blick aus dem Fenster noch Bilder zeigt, die einem von täglichen Spaziergängen her vertraut sind. Die Atmosphäre des Schnellzugs scheint allen Fahrgästen, auch den vor einer kleinen Stunde in Flensburg eingestiegenen und den eben in Schleswig hinzugekommenen, so etwas wie die Verpflichtung aufzuerlegen, nach dem Schein der Weitgereistheit zu streben. Ist es Zufall, dass die Namensschilder an den zwei offenbar einheimischen Koffern dort vorläufig so gedreht sind, dass sie Namen und Wohnort der Besitzer nicht verraten können? Werden sie vielleicht nach einigen hundert Kilometern sich umkehren, wenn mit ihren Angaben schon ein wenig geprahlt werden kann? Es ist sonderbar still im Wagen. Was zusammengehört, unterhält sich in gedämpftem Ton. Was sich nicht kennt, sucht keine Verbindung. Wie sollte man auch? In einem Zug, der aus der Weite kommt und weiteren Weiten zueilt, ist ein plump-vertrauliches „Herr Nachbar“-Benehmen wahrlich nicht am Platze.

Den kurzen Aufenthalt in Rendsburg habe ich kaum zur Kenntnis genommen. Wie in halbem Traum wenden sich meine Blicke nach Westen; denn dort liegt in einer Entfernung von 10 bis 15 Kilometern mein Heimatdorf, und alle Wege, die dahin führen, sind mir vertraut und wollen im Vorübergleiten begrüßt sein. Schon verlangsamt sich die Fahrt zu einem Halten in Nortorf, das wegen der Unerheblichkeit dieser Siedlung von der Lokomotive ganz kurz, beiläufig und wie mit Verachtung und schlechtem Gewissen zugleich ausgeführt wird. Schon geht die Fahrt weiter.

Da wird es im Gang lebendig. Unter der Führung eines Schaffners bewegt sich durch den Wagen eine in Nortorf zugestiegene Reisegesellschaft, der offenbar der Beamte weiter vorn im Zuge freie Plätze zuweisen will. Mit einem flüchtigen Blick habe ich das festgestellt und bin bereit, mich sofort wieder mei-

nen Träumen zu überlassen. Da kräht mit einem Mal im vertrauten Plattdeutsch dieser Gegend eine weithin vernehmbare Stimme: „Dammi noch mal! He wüll jo woll to Foot mit uns hin!“²

Im ganzen Wagen wurde dieser Ausruf mit hellem Gelächter beantwortet, einem mehrdeutigen Gelächter, das in seiner Herzlichkeit und Heftigkeit eigentlich seinem Anlass nicht ganz entsprach. Es klang in ihm etwas wie Befreiung auf, eine Erlöstheit vom Druck der Ferne. Der Mann im Gange zerfetzte mit seinem Ausruf die Beklemmung, die – wie sich nun zeigte – eine ganze Reihe der Reisenden umschnürt gehalten hatte. Sie waren eben doch nicht alle „von weit her“, und es bereitete ihnen offensichtlich Freude, sich durch einen kräftigen Anruf der Tatsache wieder bewusst zu werden, dass da draußen immer noch plattdeutsches Land war. Man fühlte in dem Gelächter auch die Anerkennung des Mutes, mit dem der eben in Nortorf eingestiegene Dorfmann aus einer herrlichen Unbefangenheit heraus der einschüchternden Wirkung eines internationalen Schnellzuges die Stirn bot.

Ich erhob mich schnell von meinem Sitz, eilte in den Gang hinaus und sah der Karawane nach. Es war also keine Täuschung gewesen! Im letzten Augenblick, als mich der lustige Ruf zu neuem Aufsehen zwang, hatte ich einen Mann aus meinem Heimatdorf zu erkennen geglaubt. Da gingen also richtig unter den sechs Personen der Gesellschaft Jörn und Wieb. Geräuschvoll bewegten sich alle vorwärts, keineswegs beunruhigt von der Überlegung, ihr dörflich unbefangenes Benehmen könne hier möglicherweise nicht ganz angebracht sein. Ihre Reiseerfahrungen hatten sie ohne Frage in der heimatlichen Kleinbahn, der schmalspurigen sogenannten „Rosa“ gesammelt. Plötzlich tat

² Die Schreibung ist derjenigen der *Baasdörper Krönk* von F.E. Peters, herausgegeben von Wolfgang Lindow und Paul Selk (Husum, 1975) angeglichen. Die Herausgeber der *Krönk* haben nach eigenen Angaben die Rechtschreibung „behutsam vereinheitlicht“, so dass die „Eigenart der Mundart im Raume Rendsburg deutlich geblieben“ ist (Nachwort, S. 318). Die Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung von Johannes Sass wurden berücksichtigt. [Anm. d. Hrsg.]

sich nun hier vor ihnen die nie erahnte Möglichkeit auf, in einem Zuge sich spazierend zu bewegen. Die Verblüffung darüber durfte nicht laut werden; denn als echter Dorfmann lässt man sich von dem, was die Stadtleute sich ausdenken, nicht imponieren. Da fand einer der drei Männer, nicht Jörn, in seinem Ausruf das Mittel, die Verblüffung zu neutralisieren. Wunderbar, wie die sechs sich den Gang entlang bewegen, und noch das Schwanken ihrer Körper muss sich dazu bequemen, die schon völlig wieder hergestellte Sicherheit ihrer Seelen auszudrücken. Von dieser Sicherheit strahlt eine zwingende Wirkung aus, dergestalt, dass sich der Gang eines Schnellzuges plötzlich in den Futtergang eines Kuhstalls zu verwandeln scheint.

Zwischen Neumünster und Hamburg – das nahm ich mir vor – wollte ich der Gesellschaft meinen Besuch machen, vorausgesetzt, dass nicht etwa schon Neumünster das Ziel ihrer Reise sein sollte. Bis dahin sann ich dem Abenteuer nach, das diese Unternehmung für meine Landsleute bedeuten musste. Die drei Ehepaare, untereinander verschwägert, finden sich bei Familienfesten bald in diesem, bald in jenem Dorf zusammen, und dabei wird eines Tages – „Schall jo man wat snackt warrn“ – die Frage gestellt, ob man nicht die Verwandten da draußen in der Ferne einmal besuchen solle. Man bedenke die Fülle der Gesprächsmöglichkeiten, die sich da auftut! Der Gedanke ist natürlich heller Wahnwitz, aber wie gesagt – „Schall jo man wat snackt warrn!“ –, und ein sehr Vernünftiger zuckt während die Achsel und meint: „Is jo dumm Tüüch; aver wi könnt dar jo gern mal vun glöösen.“ Im nächsten Jahr, bei guter Gelegenheit, kommt man auf die Sache zurück, und einer stellt die verwegene Frage: „Wo is dat? Schall dat nu anner Jahr losgahn?“ Aber da fällt man ihm allgemein in halber Empörung über den Mund: „Büst jo woll ni klook?“ Und der sehr Vernünftige sagt: „Ümmer sinnig mit de jungen Peerd! Wi mööt dar eerst mal noch'n paar Jahr vun glöösen.“ Eines Tages aber schreitet man dann zur Tat. Meine Leute denken jetzt hinüber in ihre Dörfer und wissen, dass man dort in

allen Häusern sie und ihr Unternehmen beredet, bewundernd die einen, missbilligend die andern, die da sagen: „Se mööt dat jo dick hebben, dat se ehr Geld so verasen künnt!“ Und da soll man nun nicht stolz sein?

In Neumünster hielt ich den Bahnsteig unter wachsamen Augen, und als der Zug wieder anfuhr, machte ich mich sofort auf zur Wanderung nach vorn. Ich fand meine Leute vereint in einem Abteil, wurde von Jörn und Wieb geräuschvoll begrüßt und den vier andern vorgestellt. Dann setzte ich mich zu ihnen und stellte die fällige Frage: „Nun, wohin geht die Reise?“ Da trat der Glanz hohen Stolzes in sechs Augenpaare, und sie sahen sich untereinander an mit der stummen Frage: „Wer ist würdig, den Schleier von unserm Geheimnis zu ziehen?“ Ein kaum wahrnehmbares Nicken mag Jörn als denjenigen bezeichnet haben, der als mein Dorfgenosse hier zu reden hatte. Jörn sammelte sich; um seine Auskunft mit dem erforderlichen Gleichmut geben zu können, machte er eine große und vage Handbewegung, in der sich die „Weitläufigkeit“ des Vorhabens symbolisierte und sagte dann: „Noch achter Hamborg!“

Ich erwies dieser Eröffnung die schuldige Ehrfurcht. Die Elbe nämlich setzt sonst unseren Reisen die äußerste Grenze, und was darüber hinausgeht, gehört ins Gebiet der Expeditionen. Unsere geographischen Vorstellungen werden denn auch jenseits dieser Grenze recht unbestimmt, und sehr bald sind wir beim Aufklingen von Ortsnamen genötigt, uns mit einem „Da unten irgendwo in Süddeutschland“ aus der Patsche zu ziehen. Wenn man sich, sei es auch nur in Gedanken, einmal ins „Überelbische“ vorgewagt hat, so ist zwischen Kassel und Kapstadt der Unterschied am Ende nicht mehr so groß.

Die Reisegenossen genossen mein Staunen, wie ich ihren Stolz. Dort in der Ecke, der breit grienende Mann, das muss er sein, der vorhin den erfolgreichen Ausruf tat. Welche Sicherheit! Jörn und sein Schwager haben Konzessionen gemacht: sie rauchen eine Zigarre. Vielleicht ist es auch anders. Die Pfeife

schmeckt ja eigentlich besser; doch gehören gewisse Unbequemlichkeiten zum Ritual einer so weiten Reise, und so mag sich die Zigarre dem steifen Kragen zuordnen, der seinen Träger martert, die Feierlichkeit aber auf jeden Fall erhöht. Der Unentwegte in seiner Ecke lässt sich auf gar nichts ein. Er raucht auch hier seine halblange Pfeife. Und jetzt erst ermesse ich ganz, was er an Bedeutung in diesen einen Satz zu bannen wusste. Es ist ja leider so, dass wir Dorfleute von den Städtischen ständig unterschätzt werden. Der Schaffner, dieser Dummkopf, hat natürlich beim Anblick der dörflichen Fahrgäste gedacht: „Das ist nicht ‚weit her‘ und kann darum auch nicht ‚weit hin‘ wollen.“ Mit dem großartig hingelegeten Satz: „Dammi noch mal! He wüll jo woll to Foot mit uns hin“, wird der anmaßende Tor in seine Schranken gewiesen und der Lächerlichkeit überantwortet. In uns hat er sich aber getäuscht, der Wichtigtuer und Neunmalkluge, und wenn er erst unsere Fahrkarten zu Gesicht bekommt, so werden ihm die Augen schon übergehen. Wie kann er Reisende zu Fuß an ihren Bestimmungsort bringen wollen, deren Reiseziel „noch achter Hamborg“ liegt?

Dann redeten wir von unserm Dorf und seinen Leuten, von Lebendigen und Toten. Und wieder bewährte sich an äußeren Dingen die verwandelnde Kraft von Menschen, die sicher in sich selbst ruhen. Wir saßen nicht ferner in einem Eisenbahnabteil. Wir waren daheim im Dorf, in einer „Döns“, und hatten einen guten Schnack.

Auf die Dauer konnte ich mich nun doch mit der unbestimmten Angabe „noch achter Hamborg“ nicht zufrieden geben, forschte weiter und erfuhr am Ende, dass die fünfte Station hinter Harburg das Ziel sei. „Dat is dar bi Buxtehude in de Gegend.“ (Wissen meine Leute, dass in *der* Gegend vor Zeiten der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel stattgefunden hat?) Es schien mir, als werde diese genauere Ortsbestimmung mit etwas verminderter Großartigkeit abgegeben, wie denn ja Genauigkeit der Poesie nicht in jedem Fall zuträglich ist. Aber Genau-

igkeit hin, Genauigkeit her: das Ziel lag „noch achter Hamborg“, und das blieb entscheidend.

Unterweilen hatte ich mit leisen Befürchtungen daran gedacht, dass Jörn trotz des unbestreitbaren Vorrangs *seiner* Unternehmung doch höflichkeitshalber irgendwann auch nach meinen Plänen fragen werde. Endlich geschah es. Unvermutet war sie da: die Nötigung zu dem sehr peinlichen und mit entschuldigendem Unterton vorgebrachten Geständnis, dass ich auf dem Wege nach Leipzig sei. Das liegt ja bekanntlich da unten in Süddeutschland. Meine Reisegesellen nahmen die Enthüllung zur Kenntnis mit einem Zusammenpressen der Lippen und einem recht steifen Nicken. Hatte mich bisher der Ausdruck ihrer Augen angemetet, als spräche man mich über die halbe Dielentür vertrauensvoll und freundnachbarlich an, so war jetzt der obere Türflügel zugeschlagen, und ich stand vor der unzugänglichen, ablehnenden Bretterwand.

„Nun ja“, mochten sie denken, „er ist eben doch ein Stadtmensch, und diese Sorte ist bekanntlich ‚aushäusiger‘ und ‚weitläufiger‘ als wir vom Dorf. Bildet er sich ein, dass wir uns nun mit unserer großen Reise vor seinem ‚Leipzig‘ ins Mauselloch verkriechen müssen, oder auch in eine Swinegelhöhle? Was will dieser ‚Hasegigerl‘ noch, nachdem er aus unseren Angaben doch sehr wohl den Triumphruf: ‚Wi sünd all dar!‘ vernommen haben muss? Warum lassen wir uns überhaupt mit ihm ein?“

Will die Döns wieder zum Eisenbahnabteil werden, weil sie mit den Inkommensurabilien, die sie hier zusammengerafft hat, nun nicht mehr fertig wird? Jörn rettet die Situation: „Sein Vater hatte früher das kleine Haus unter den Linden, da gleich am Bahnhof. War man so 'n lütter Kerl und hatte immer die halblange Pfeife in Gang.“ Da stützten sie alle die Arme wieder auf die halbe Dielentür, und der kühne Rufer im Streit gegen die Verblendung und Anmaßung der städtischen Welt zog mit gesteigerter Inbrunst an seiner Pfeife und zwinkerte mir gemütlich zu. Man schenkte mir aufs Neue Vertrauen. Ich wusste nicht genau,

ob ich das dem „lütten Kerl“, der mein Vater war, im Allgemeinen, oder im Besonderen seiner halblangen Pfeife zu danken hatte.

II

In einem Schnellzug zwischen Nortorf und Hamburg haben wir uns zur Wehr zu setzen, natürlich so, dass uns keiner auch nur die geringste Anstrengung anmerkt, und diese Verpflichtung ist um so unausweichlicher, als wir uns hier in der Minderheit befinden. Aber in unserer Kleinbahn, unserer „Rosa“, sind wir die „kompakte Majorität“. Wir tun uns keinen Zwang an, und sollte das einem Städter, der sich unter uns verirrt hat, nicht passen, dann mag er zu Fuß gehen.

Der Bahnhofsvorsteher ist unser Dorfgenosse, von alten, noch bahnlosen Zeiten her unser „Kröger“. Und wenn die hohen „Bahnkerle“ in der Stadt etwa meinen, dass er von ihren Gnaden nun eine Amtsperson mit roter Mütze geworden ist, der nebenher auch eine Gastwirtschaft betreibt, so rücken wir die Dinge sofort dadurch wieder in ihre Ordnung, dass *wir* der Bahnhofsvorsteherei den Charakter des Nebenhervesehenen geben. Kann Hans Ohm etwa davon leben, dass er uns Fahrkarten verabfolgt? Nein, das Geld muss er abliefern; da hängt kein Verdienst dran. Die Fahrkartenausgabe ist von ihm eine reine Gefälligkeit, oder: sie muss nach unserm Knigge wenigstens so ausgelegt werden. Von der Krögerei soll der Schornstein rauchen, und wir wären ja aller Lebensart bar, wenn wir nicht seine Gefälligkeit damit erwiderten, dass wir einen Groschen verzehren. Ein Blick auf die Uhr zeigt uns, dass der Zug erst in zwanzig Minuten kommen wird, und also lassen wir uns ins Sofa fallen und hängen das eine Bein um der Gemütlichkeit willen über die Armlehne. Das schickt sich nicht? Was sich bei uns schickt oder nicht, das bestimmen wir. Punktum!

Da kommt – wir haben es oft genug erlebt – ein Städter in die Gaststube, verlangt, ja, *verlangt* in schnarrendem Hochdeutsch seine Fahrkarte, setzt sich breitpurig hin und fängt an, eine Zeitung zu lesen, die er aus seiner Manteltasche zieht. Wir meinen, dass sich *dies* nicht schickt. Sieht er denn nicht, dass er in einem Krug sitzt? Da schämen wir uns für den Herzensrohen, der sich sicher einbildet, ein feiner Mann zu sein; da verschaffen wir uns einen stillen Triumph, indem wir zum Kröger sagen: „Drinkst een mit, Hans?“

Angewärmt durch den Grog, in unserm Selbstgefühl durch die stille Abfertigung des Städters angenehm gesteigert, steigen wir in unsern Zug mit dem Entschluss, den Schnack, der sich schon so verheißungsvoll angesponnen hat, während der Fahrt nicht abreißen zu lassen. Es ist dafür keineswegs erforderlich, Bekannte zu treffen, wir machen uns eben ohne große Umstände bekannt, und Geheimnisse haben wir nicht voreinander. Im Zug ist immer was los. Die guten Schnacker, Leute, denen „die Wörter fallen“, können sich bei den Fahrten mit Rosa eine weitreichende Reputation schaffen. –

Am Rendsburger Bahnhof stand Rosa an einem Sommermorgen zur Abfahrt bereit. Die Uhr zeigte zehn Minuten nach acht, und eigentlich sollten wir seit einer Minute schon in Bewegung sein. Da tat sich die Tür des Bahnhofgebäudes noch einmal für einen verspäteten Fahrgast auf: eine ältere Frau, die bei untermittelmäßiger Körperlänge beträchtlichen Leibesumfang zeigte. Das volle, runde Gesicht war glühend rot von der Anstrengung, die der Lauf zum Bahnhof gefordert hatte. Es drängte sich der Vergleich mit einem kochenden Teekessel unabweisbar auf. Auf dem fülligen Kopf schwankte ein zu kleiner Sommerhut wie auf dem Kessel der Deckel, den der von innen aufsteigende Dampf von Zeit zu Zeit anhebt, um sich Luft zu schaffen. Der Siedepunkt war offenbar erreicht und überschritten; aber die Gefahr der Explosion bestand – Gott sei Dank! – nicht. Man meinte wirklich unter dem Strohhut die Dampfwölkchen hervorpuffen

zu sehen. Außer der eigenen Körperfülle machte noch ein ziemlich gewichtiger Korb der armen Frau gewaltig zu schaffen. Redseligkeit und die Gabe des Humors waren nicht nur im Gesicht, sondern in der ganzen Gestalt ausgeprägt. Jetzt freilich war nicht des Redens Zeit. Luft! Luft!

Als sie unter abwechselndem Gestöhn und Gekreische den Wagen endlich erklettert hatte, ließ sie den Korb an der Tür sofort auf den Boden plumpen und warf sich selbst auf den nächsten Sitzplatz. Zu dem hier unbedingt notwendigen langen Verschnaufen ließen ihr aber die Ereignisse keine Zeit. Ihr gegenüber erhob sich ein Mann, um den Korb im Gepäcknetz unterzubringen. Sollte sie den Ritterdienst unberedet lassen, eine unerhörte Begebenheit etwa nur mit einem Kopfnicken zur Kenntnis nehmen? Das konnte keiner von ihr verlangen. Und obwohl sie noch um den erforderlichen Atem sehr zu ringen hatte, musste das Ereignis sofort kommentiert werden.

„Oh, sünd Se jo rein all galant to mi ool Minsch meist op nüchtern Magen!“ Da brauste durch den ganzen Wagen das allgemeine Gelächter, das die gute Frau nicht etwa erschreckte und verlegen machte, sondern ganz im Gegenteil den Zug der Selbstzufriedenheit in dem etwas derangierten Gesicht noch deutlicher machte. Wir hatten es zu tun mit einer Person, der „die Wörter fallen“, der die Öffentlichkeit eben recht ist, weil der erfolgreiche Schnacker ihrer bedarf. Das Wort „galant“ bekommt man auf Fahrten mit Rosa gewiss nicht jeden Tag zu hören. Die besondere Verdienstlichkeit der am frühen Morgen, sozusagen „op nüchtern Magen“ bewiesenen Galanterie, wurde den Mitreisenden allerdings nicht dargelegt.

Nach einer ganz kurzen Prüfung des Gegenübers, die mit seitlich geneigtem Kopf sehr eindrucksvoll vonstatten ging, wurde auch sofort das Resultat bekanntgegeben: „Dat heet: Se sünd doch woll so wat von min Öller?“ Es klang in der Frage ein leiser Zweifel an der Berechtigung des Ausdrucks „galant“, um den ja so ein Rüchlein der Geschichten „Vun em und ehr“ weht. Der

Liebesdienst war wohl doch nur Ausfluss einer stillschweigenden Solidarität Gleichaltriger, Ausdruck der Erkenntnis, dass man sich die Beschwerden des kommenden Alters durch kleine gegenseitige Hilfeleistungen erleichtern muss. Trocken und sachlich sagte der Mann: „Negenunföfftig!“ Darauf nun ein temperamentvolles Aufkreischen und energische Abwehrbewegungen beider Arme: „Ne, ne! Denn heff ik doch noch veer Jahr mehr. Ja, ja, ik weer so gern veertig Jahr jünger und föfftig Pund lichter. Aber wer hat, der hat! Da nimmt een nüms wat von af.“ Damit schnellte das Heiterkeitsbarometer im Wagen empor, und die erfolgreiche Schnackerin ließ es sich angelegen sein, ein Absinken zu verhindern.

„Galant to mi ool Minsch meist op nüchtern Magen“ und das Stoßgebet: „Veertig Jahr jünger und föfftig Pund lichter!“ Das sind Sachen, die heute Abend in den Dörfern an der Kleinbahn hier und da brühwarm und mit viel Erfolg erzählt werden. Sie werden auch nach Tagen und Wochen noch nicht so weit abgekühlt sein, dass sie unschmackhaft geworden sind.

Ein besonderer Reiz des dargebotenen Schnacks ist vielleicht der kompakten Majorität der Dorfleute verschlossen geblieben. Der verirrte, oder auch der heimgekehrte Städter weiß ihn zu würdigen und voll auszukosten. Für die „Damen“ aus der Stadt gibt es zwei heikle Fragen, die nicht gestellt werden dürfen, zwei Themen, die tabu sind. Unser Teekessel kennt solche Verkniffenheiten der sipp³ Madams nicht. Mit einem bewunderungswürdigen Freimut geht sie dem Gemiedenen entgegen. Sie packt den Stier sozusagen bei den Hörnern; sie redet in aller Unbefangenheit a) von ihrem Lebensalter, b) von ihrem Körpergewicht.

Unter den Reisenden war auch Jochen aus Tönstedt. Er ist ein ganz trockener und wortungewandter Bursche. Habt ihr gese-

³ sipp: plattdeutsch für geziert, albern. [Anm. d. Hrsg.]

hen, wie er seinen Kopf so schüttelte, dass man in der Gegend der großen Ohren ein klatschendes Geräusch zu vernehmen meinte? Habt ihr sein gluckerndes Lachen gehört? „Ist ja dummes Zeug“, wird er gedacht haben; „aber lachen muss man ja doch.“ Dabei wird er sich vorgenommen haben, bei der Heimkehr seine Lena mit dem Vernommenen zu regalieren.

Spätestens morgen wird Lena die Geschichte von „veertig Jahr jünger und föfftig Pund lichter“ an ihre Nachbarin Margreta weitergeben. Margreta ist ein Frauensmensch mit quicken Gedanken und ebensolchen Worten, und Lena weiß sehr genau, dass die Nachbarin ihren schwerfälligen Jochen ein wenig verachtet. Es wird dann sein, wie bei andern guten Gelegenheiten auch: Lena wird ihre Erzählung beschließen mit den Worten: „Dat Stück bröch Jochen mit.“ Das klingt immer sehr dick und sozusagen doppelt unterstrichen, vom Stolz auf ihren Mann nämlich und von einem Beleidigtsein darüber, dass Jochen so verkannt werden kann, obwohl er doch – wie diese Geschichte nun wieder beweist – ein Tausendsassa ist.

III

Die Züge unserer Kleinbahn sind aber nicht nur Ort einer heiteren Geselligkeit, der gefälligen Unverbindlichkeit eines Redens, das nur nach seinen unterhaltenden Qualitäten beurteilt wird und bei dem man auf praktische Ergebnisse für dieses Mal verzichtet mit den Worten: „Schall jo man wat snackt warn“, Worte, durch die man die rednerischen Ausschweifungen einer festlich erhöhten Stunde rechtfertigt. Es sucht sich wohl hier und da auch einer mit schwerem Herzen seinen Platz im Wagen. Man kann nicht immer mit einem Korb, einem Bündel oder einer Pappschachtel, mit Dingen, die den Weg zum Bahnhof belastet haben, gleichzeitig die Bürde des Herzens ins Gepäcknetz werfen, um sich dann unter behaglichem Stöhnen, in jedem Betracht erleichtert, dem Neuen hinzugeben.

Da drüben beklagt sich ein älterer Mann, ein Tagelöhner vermutlich, über seine Tochter. Er wohnt ein wenig abseits vom Dorf, in der Kate eines einsamen Gehöftes. Die Frau ist ihm krank geworden; aber das ist nicht der eigentliche Kummer. Man sieht ihm an, dass ein kärgliches Leben ihn „hart im Nehmen“ gemacht hat, und gegen Krankheit hilft nun einmal kein Aufbegehren. Er selbst hat ja nun zwar seine Kost im „Großhaus“; aber da ist doch eine Kuh im Stall, da sind drei Schweine und die Hühner, und das Viehzeug will doch „gepasst“ sein.⁴ Es blieb nichts übrig, als die Tochter nach Hause zu rufen, die im Kirchspielkrug „diente“. Am 1. November gehen die „Diensten“ ab und zu, und so hat denn vor vierzehn Tagen der Hausknecht die Tochter mitsamt ihrer Lade auf dem Leiterwagen aus der verführerischen Welt des Kirchspielkruges heimgeführt in das abseitige Elternhaus.

Der Vater hat zu günstiger Stunde die Lade der Tochter einer Inspektion unterzogen, und dabei sind ihm schwere Bedenken und Sorgen gekommen. Es ging ihm nicht ausschließlich darum, den Besitzstand an sich nachzuprüfen. An der Art aber, in der ein Mädchen seinen Lohn anlegt, lassen sich Dinge ablesen, die unmerkbar ins Weltanschauliche und in den moralischen Kern einer Persönlichkeit weisen. „Wenn's noch'n örnlich Kleed harr! Aber nix as Blusen un werrer Blusen.“ Er schüttelt den Kopf wie Meister Anton, der die Welt nicht mehr versteht. Hat die Tochter im Kirchspielkrug den Anschluss an den „Fortschritt“ und die „Errungenschaften der Neuzeit“ gefunden? Ist sie in den Mahlstrom der „Entwicklung“ geraten? Vielleicht ist das solide Dienstmädchen schon zur modernen Hausangestellten entartet. Überall tauchen Gefahren auf. Dem Alten gelten Dienstmädchen noch als ehrsamere Stand, der seine Ehre und seinen Stolz darin suchen muss, die ihm gesetzten Schranken ehrlich, freiwillig, ohne Neid und Hochstaplergelüste anzuerkennen. Alle Klagen des

⁴ Plattdeutsch: achthaben auf etwas.

Alten durchzieht leitmotivisch der Ausruf „Wenn's noch'n örnlich Kleed harr!“

Ihm gegenüber sitzt ein Ehepaar, das sich direkt angesprochen fühlen muss, wengleich der ganze Wagen zur Stellungnahme aufgerufen ist. Die Frau macht sich zum Anwalt des Mädchens, das unter der Anklage steht, in der großen Welt eine Schlampe geworden zu sein. Sie gibt zu bedenken, dass die Welt sich geändert hat, ohne dass man sagen dürfte, sie sei schlechter geworden. „Wir Alten können da manchmal nicht so ganz mit“, meint sie; „aber die junge Welt will ihr Recht, und der Blusen wegen braucht das Mädchen nicht schlecht zu sein. Wir haben doch auch in unserer Jugend mit den Alten manchen Streit ausgefochten.“

Der bekümmerte Vater schüttelt den Kopf, zuckt mit den Schultern und drückt so seine Skepsis aus. Aber die Worte haben ihm doch wohlgetan, und er gibt denn auch brummelnd und etwas geschauspielert widerwillig zu: „Arbeiten kann sie und mag sie.“ Dabei leuchtet im umwölkten Gesicht der Vaterstolz wie ein kurzer Sonnenblick auf.

In Bollstedt erhebt sich das Ehepaar und steigt aus. Sein Platz wird von anderen Fahrgästen eingenommen, und in dieser Ecke ist vorerst Stille. Aber wenige Kilometer weiter höre ich schon wieder das Leitmotiv: „Wenn's noch'n örnlich Kleed harr!“ Wieder wird dem Besorgten gut zugeredet. „Der Lauf der Welt! Wir halten ihn nicht auf. Die Jungen machen vieles anders als wir; aber darum brauchen sie nicht schlecht zu sein.“

Der alte Mann wird bis Rendsburg wohl noch öfter Gelegenheit nehmen, über den moralischen Stand seiner Tochter von den Mitreisenden Gutachten einzufordern. Und am Abend wird er auf der langen Rückfahrt wahrscheinlich ein Gleiches tun. Schon bei der ersten Wiederholung merkte man ihm an, dass er den mildernden Umständen etwas williger Gehör lieh, und vielleicht kehrt er am Abend wirklich beruhigt in seine Kate zurück. So wird ihm der Eisenbahnwagen zur Beratungsstelle, zum Beicht-

stuhl. Für die wohltuende entlastende Wirksamkeit dieser Einrichtungen ist dann freilich Voraussetzung, dass der Mensch aus seinem Herzen keine Mördergrube macht.

IV

In Tensbüttel steigen Hans-Michael und seine Liese ein. Man kennt ihn weit und breit als Hans-Mocheel, und überall, wo er auftaucht, versieht man sich der stets willkommenen Freude, sich selbst klüger und auch weltgewandter vorzukommen, als dieser Großbauer, mit dem es in Hinsicht der irdischen Güter so leicht keiner aufnehmen kann. Die Worte kommen dem hünenhaften Mann langgezogen und knarrend aus rotem Bartgestrüpp und scheinen sich „Fernversorgung“ um jeden Preis vorgesetzt zu haben. Hans-Mocheel hat sich nie in seinem Leben genötigt gesehen, den Wirkungsbereich seiner Stimme einzuschränken.

Nachdem er umständlich Platz genommen hat, mustert er die Mitreisenden, nickt hierhin und dorthin und lässt sein „Gun Dag! Gun Dag!“ durch den Wagen poltern. „Gun Dag, Hans-Mocheel“, kommt die Antwort auch aus den unübersichtlichen Ecken und hinter den halbhohen Querwänden hervor. Man braucht sich von Hans-Mocheels Anwesenheit nicht durch Augenschein zu überzeugen. *Diese* Stimme ist einmalig.

Dem Bauern gegenüber sitzen unbekannte Leute, Städter, wie man sofort sieht. Sie werden zwar zunächst mit gelindem Misstrauen betrachtet; aber einerlei: Sie *müssen* angesprochen werden. Es ist von Hans-Mocheel wirklich nicht zu verlangen, dass er im Zuge mit Menschen Nachbarschaft hält, von denen er „Name und Art“ nicht kennt und die nicht gestanden haben, „woher sie kamen der Fahrt“. In unverhohlener Neugier beugt er sich vor, sieht sie beinahe böse an und fragt: „Wat sünd ji för wülk?“ Die meuchlings also Apostrophierten fahren entsetzt zurück, während im Wagen bis in die äußersten Ecken eine nur

obenhin gedämmte Heiterkeit ausbricht. Die Überfallenen haben sich indessen gefasst und geben Auskunft, bei der sie sich kaum die Mühe machen, ein spöttisches Lächeln zu unterdrücken. Aber sie reden Plattdeutsch und können sich zur Not auch durch Verwandte in Neudorf legitimieren lassen. Hans-Mocheel, der sie wie ein bössartiger Hofhund angeblafft hat, besänftigt sich daraufhin und gibt undeutbare Knurrlaute von sich, durch die er wohl den Verirrten ausnahmsweise die Genehmigung erteilt, mit „unserer“ Bahn zu fahren.

Seiner Liese sieht man deutlich an, wie peinlich ihr der Auftritt gewesen ist, und nachdem Hans-Mocheel noch ein paar weitere Bonmots mit durchschlagender Fernwirkung und ebenso durchschlagendem Heiterkeitserfolg von sich gegeben hat, stößt Liese ihn sanft an und flüstert: „Hans-Mocheel, wees doch nich so luut!“ Er aber lässt sich nicht stören und beantwortet die sanften Berührungen seiner Frau mit schon ganz herzhaften Püffen. Zuletzt, als das lästige Frauensmensch noch gar hinzufügt: „Wat schüllt de Lö denken?“ wird ihm die Sache zu bunt, und er schreit seine Frau an: „Ach, hol du doch din ool Flapp!“ Ein allgemeines Gelächter bricht aus, in das Hans-Mocheel am Ende herzlich und mit der seinem Erfolg entsprechenden Lautstärke einfällt, während Liese mit rotem Kopf in sich zusammensinkt.

„Wat schüllt de Lö denken?“ Unerhört, dass man Hans-Mocheel aus Tensbüttel zumutet, sich diese Frage zu stellen! Nein, das hat er nicht nötig. Und das allgemeine Gelächter beweist ja, dass er des Beifalls aller Einsichtigen sicher sein darf. Es kommen mit der neuen Zeit mit unserer „Rosa“ und anderen Errungenschaften allerlei neue Moden und auch neue Wörter auf. So hört man jetzt auch wohl schon im Dorf: „Düt oder dat weer mi doch rein so pienlich.“ Dummes Gerede! „Pienlich“ – das ist ein sehr obenhin verplattdeutsches Stadtwort. Es hat sich hastig einen blauleinenen Kittel übergeworfen, aber an den Füßen sitzen ihm noch die Lackschuhe, und damit stelzt es nun lächerlich im Schlubber unserer Dorfstraße einher. Wir haben doch das gute

plattdeutsche Wort „scheneerlich“, das uns in der Not zur Verfügung steht. Wann aber sollte eine solche Not wohl je für Hans-Mocheel eintreten? Doch höchstens dann, wenn er nicht bezahlen kann, was er irgendwo schuldig geworden ist, und der Fall wird nicht eintreten, Gott sei Dank!

Er hat seine Frau in ihre Schranken gewiesen, weil sie sich anfällig gezeigt hat für Bedenken gegen dörfliches Benehmen, wenn Stadtleute zugegen sind. Wenn wir erst so anfangen, dann sind wir bald untergepflügt; dann ist Gefahr im Verzug. Aus diesen Gründen musste Hans-Mocheel der Zurechtweisung seiner Frau eine so entschiedene Form geben.

V

Unterschiedliche Moden! Als Silja Reimers, Witwe des Hufners Peter Reimers in Timjahe, die Führung der Haushaltung an ihren ältesten Sohn abzugeben plante, konnte das natürlich nicht vor der Erfüllung zweier Grundvoraussetzungen geschehen. Zum ersten musste für Heinrich, den Sohn, die passende Frau ausgewählt sein; zum andern forderte die bislang von einer Tagelöhnerfamilie bewohnte Verlehnskate gebieterisch den Umbau, der sie für Silja Reimers zu einem würdigen Witwensitz machte. Sie war sich der Verpflichtungen, die sich aus ihrem Rang ergaben, voll bewusst und fühlte sich durchaus als First Lady von Timjahe. Als solche machte sie sich zur Hüterin des Herkommens, und wo ehrwürdige Sitten in der Gefahr standen, von einer zur Formlosigkeit neigenden Zeit zum Gerümpel geworfen zu werden, da hob Silja sie auf und putzte sie wieder blank, wobei sie sich nicht täuschte in der Erwartung, dass andere nicht verkommen lassen würden, was sie der Wertschätzung und Erhaltung für würdig erachtete. Im Notfalle, da nämlich, wo die Befragung der Vergangenheit zu keinem Ziel führte, gab sie im Vertrauen auf ihre Autorität selbst Gesetze, die schon nach kur-

zer Zeit im Dorfe vom Überkommenen nicht mehr unterschieden wurden.

Silja hatte sich vorgenommen, den jungen Leuten nicht „in den Kram zu reden“. Es hatte sich aber ergeben, dass zwischen ihrem Einzug ins Witwenpalais und der Hochzeit des Hoferben ein Zeitraum von einigen Wochen lag, während dessen die Haushaltung das Auge der Herrin unmöglich entbehren konnte.

Als sie die erste Nacht in ihrer neuen Wohnung verbracht hatte, erschien sie am frühen Morgen in der Küche des „Großhauses“ und begrüßte die am Herde kauende Magd mit einem kräftigen und sehr betonten „Guten Morgen!“ Darüber war Anna Holm derartig „verbaast“, dass sie einen Schrei ausstieß und den Aschkasten fallen ließ, dessen Inhalt alsbald vom Boden in eine Staubwolke verwandelt aufstieg. Was hatte sich hier ereignet? War die Magd so gar nicht auf das Erscheinen der Herrin gefasst? Sah sie sich getäuscht in der Hoffnung, wenigstens bis zur Hochzeit sich einem gemütlichen Schlendrian überlassen zu können? Fühlte sie sich ertappt?

Die Augen der Herrin forderten eine Erklärung. Als Anna Holm einigermaßen wieder zu Atem gekommen war, stammelte sie: „Unsere Frau hat doch sonst nimmer ‚Guten Morgen‘ gesagt“, worauf Silja Reimers ihr mit einem seit Jahrzehnten sorgfältig geübten Sprechergewicht eine Belehrung zu dem Thema „Der gute Ton“ gab: „Ja, mien Deern, ick kam doch hüt morgen all ut 'n frömm Huus!“ („Ich komme doch heute Morgen schon aus einem fremden Haus.“)

Städtische Leute mögen es nicht nur als simple Maulfaulheit, sondern schon als eine die Roheit streifende Formlosigkeit empfinden, wenn Hausgenossen sich nicht einmal einen Morgengruß gönnen. Dass man sich nicht täusche! Bei uns in Timjahe steht auch alles unter seinem Gesetz. Wo dies nicht mehr ganz klar erkennbar ist, da frage man Silja Reimers! Sie wird es entweder ans Licht ziehen, oder auch ad hoc ein neues formulieren. Denn Gesetze müssen sein.

VI

Hier und da habe ich auf die verwandelnde Kraft hingewiesen, die von dörflichen Menschen auf ihre Umgebung auszugehen scheint. Dieser umformenden Kraft bin ich mir nie stärker bewusst gewesen, als an einem Wintersonntag im Kriege. Für den Reisenden hielt die Eisenbahnverwaltung damals immer reizende Überraschungen bereit. An diesem Sonntag überfiel sie bei der Ankunft in Neumünster die ahnungslosen Fahrgäste mit dem Ruf: „Alles aussteigen! Zug fährt nicht weiter.“ Die Worte kamen aus dem Lautsprecher, klangen entpersönlicht, entmaterialisiert, waren zu einer gespenstischen Kundgabe des Geistes der reinen Bosheit geworden. Die Reisenden sahen sich noch um die Genugtuung betrogen, den Verkünder der Unheilsbotschaft mit Schmähungen zu überhäufen. Ich hatte jetzt für die Sehenswürdigkeiten Neumünsters die durchaus hinreichende Zeit von sieben Stunden vor mir. Der mäßige Frost wäre zu ertragen gewesen; aber ein schneidender Wind, der einem von Zeit zu Zeit scharfe Graupeln ins Gesicht warf, machte den Aufenthalt auf der Straße bald zur Qual. An den Wartesälen des Bahnhofes war ich vorhin wie an Stätten des Grauens vorbeigestürmt. Aber jetzt zwang mich das böse Wetter in eine jener Höhlen, die einen auf keine Art trefflicher hätten verhöhnen können, als sie es mit der Bezeichnung „Gaststätte“ damals taten. Im Zustande schlotternder Durchfrohrenheit des ganzen Körpers wird die hochmütige Nase sehr bald bescheiden und lässt ihre Einwände gegen Mief kleinlaut fallen.

Unter Soldaten, die hier vor der Kälte Zuflucht suchten, fand ich nach einigem Suchen noch einen Platz. Ihre verschlissenen Uniformen dünsteten aus, was sie – wer weiß wo? – an Elend und Verlassenheit in sich aufgesogen hatten. Was suchten die Soldaten hier? Vielleicht nur den warmen Dunst. Vielleicht auch war ihnen der Schmutz und die Verkommenheit der sogenannten Gaststätte, eine angestoßene, angekratzte und zerfetzte Eleganz,

die auch in besseren Zeiten schon falsch und verlogen gewesen sein musste, doch noch lieber, als die bare Trostlosigkeit ihrer Kasernen und Baracken. Wollten sie sich die Zeit hier mit munteren Gesprächen kürzen?

Ach, es herrschte an allen Tischen eine Stille, viel zu tief, um aus einfachem Missmut erklärt zu werden. Aus abgerissenen Worten wurde mir bald klar, was die Soldaten hier suchten: das markenfreie „Stammgericht“, das aber erst von 6 Uhr an „serviert“ wurde, wie die Kellner im Schnauzton von Zeit zu Zeit wiederholten. Warum sagen sie nicht: „Um 6 Uhr wird Euch der Fraß hingeknallt oder vorgeworfen werden?“ Ihre Miene verrät nur allzudeutlich, dass sie Derartiges wirklich vorhaben, und wenn sie noch vom „Servieren“, vom Dienen, reden, so ist das im besten Falle gedankenloses Verharren in einem nicht mehr zeitgemäßen Sprachgebrauch, vielleicht aber auch reiner Hohn. Denn bössartig sind diese Herren, das sieht man ihnen an. Oder nicht? Sie sind wohl arme Teufel wie wir alle. Jeder Tag entrechtet uns ein wenig weiter, schmälert uns ein wenig mehr in unserer Würde. Wer hat die Kraftreserven, aus denen er den Widerstand gegen das der äußeren Versklavung fast notwendig folgende Gemein- und Niedrigwerden seines inneren Menschen speisen könnte? Ein wenig Macht, ein kleines, unansehnliches, stinkendes Mächtlein fällt uns von Zeit zu Zeit noch zu. Wer kann es uns verargen, wenn wir es genießen, wie eine Zigarettenkippe, die wir unverhofft ergattern! Wir, die Kellner in unseren schäbigen, speckigen Jacken, haben jetzt und an diesem Ort die Macht. „Wir servieren das Stammgericht ab 6 Uhr. Wehe dem, der murt!“

Bis dahin werden noch Stunden zu überwinden sein, und das Anrecht auf den Aufenthalt im warmen Dunst, das Anrecht auf einen abgewetzten, schmutzigen Sitz, musste dadurch erkaufte werden, dass sich jeder ein „Heißgetränk“ bestellte, an dem es nichts zu genießen gab, als allenfalls die Wärme. Wohin sollte man schließlich den Blick noch wenden? Wie gescheuchte Vögel

gleiten die Augen von einer Hässlichkeit zur andern an den Wänden entlang, setzen sich hier auf verstaubte Stukkaturen, dort auf zerschlissenen Samt, immer nur für Sekundendauer. Das menschliche Antlitz, das Edelste, was die Natur geschaffen hat, reizt hier nicht mehr zur Betrachtung. Bei aller Verschiedenheit der Anlage werden diese abgezehrten, zerfurchten Soldatengesichter von einer abgründigen Trauer typisierend so überarbeitet, dass alle nur eines ausdrücken: die äußerste Verlorenheit des Menschen.

Es wird am besten sein, wenn ich meine Augen nicht mehr aufhebe. Aber da ist dann der Tisch mit seiner papierenen Decke. Sie ist so ekel verfleckt, dass das nächste Stammgericht Mühe haben wird, sich noch einzuzichnen in die Geschichte der Abfütterungen, denen dieser Tisch mit dieser Decke seit – wer weiß wie vielen – Monaten Schauplatz gewesen ist. Aber das soll nicht meine Sorge sein. Vielleicht ist das Pergament dieser sogenannten Tischdecke seit langem ein Palimpsest und müsste, wenn man den Eintragungen wirklich auf den Grund gehen wollte, ins Palimpsest-Institut nach Beuron⁵ geschickt werden. Es bleibt einem nichts übrig, als die Augen zu schließen. Jetzt fehlt nur ein Fliegeralarm, und man sieht nicht recht ein, warum er nicht kommt. –

An der meinem Sitz schräg gegenüber liegenden Wand haben inzwischen in einem roten Plüschsofa zwei junge Soldaten Platz genommen, zwei Bauernburschen. Über ihrem Sitz springen plötzlich aus der harmlosen Wand zwei krause, bestaubte, gipserne Figurenkapitelle, vor deren vollkommener Sinnlosigkeit

⁵ 1912 wurde in der Benediktinererzabtei Beuron an der Donau das Deutsche Palimpsest-Institut gegründet, das ab 1920 nach einer neu entwickelten Methode der ultravioletten Bestrahlung gearbeitet und ausgelöschte Texte wieder sichtbar gemacht hat, ohne das Pergament zu beschädigen. Das Institut erlangte Weltruhm. Die wissenschaftliche Arbeit und die entsprechenden Veröffentlichungen endeten mit dem Tod von P. Alban Dold OSB, dem Gründer des Instituts, im Jahre 1960. Die Palimpsest-Photographie wurde noch bis 2002 fortgeführt.

alles Fragen verstummt und nur das fassungslose Staunen übrigbleibt.

Die jungen Soldaten sehen, verglichen mit den gewiss nicht älteren Kameraden, rund und rosig aus. Nun ja, es sind eben Bauernburschen, und was die regulären Lebensmittelpakete von daheim noch nicht vermögen, das vollbringen die Zuwendungen aus Schwarzschlachtungen. Halt! Mit so billigem Hohn lassen sich die Dinge nicht erklären, und auch die Vermutung, dass ihnen wohl die Russlanderfahrung noch abgeht, würde es sich zu leicht machen. Wer will, mag diese Gesichter leer nennen und die anderen, die zerklüfteten, die hageren interessant finden. Es ist aber ganz klar, dass die interessanten Gesichter diffus sind, während diese beiden sich durch eine eigentümliche Gesamtheit auszeichnen.

Und es wird ein richtiges Gespräch geführt, von dem ich allerdings der Entfernung wegen nichts erhörten kann. Doch weiß ich seinen Gegenstand: das Dorf und seine Menschen, die Felder, das Vieh. Sie räkeln sich in ihrem Sofa, neigen sich dann vornüber und halten die Fäuste gefaltet zwischen den Knien. Und mit einem Male geschieht es: die Verwandlung ist vollzogen. Die „Gaststätte“ ist verschwunden; die große Diele eines Bauernhauses trat an ihre Stelle. Die krause, bestaubte Sinnlosigkeit der Kapitelle wurde über den Viehständen zu Querbalken, die mit einem Vorsprung den Ständern aufgelegt sind und sich in ihrer Form aus der Anlage des Gebälks ohne weiteres erklären. Und wo ist das Sofa mit dem abgestoßenem und verschmutzten roten Plüsch? Die beiden Burschen sitzen auf der Häcksellade und lassen die Beine baumeln. Es ist ein stiller Sonntagnachmittag, zu früh noch, um schon mit dem Füttern zu beginnen. Hin und wieder klirrt wohl eine Kette; aber die Tiere sind noch keineswegs unruhig. Lass uns man noch 'n Wort schnacken! Diese beiden lösen die Aufgabe, an der alle anderen gescheitert sind. Woher kommt ihnen solche Kraft?

Ich weiß nicht, wie lange der Zauber vorgehalten hat. Einmal musste er durch die steigende Unruhe in dem verqualmten Lokal gebrochen werden. Plötzlich stand alles wieder an seinem Platz, und die Kellner begannen, das Stammgericht zu servieren. Auch die beiden Zauberer richteten sich aus ihrer Versunkenheit erwartungsvoll auf. –

Lange musste ich dem eigenartigen Erlebnis nachsinnen. Unter den jungen Soldaten wären wohl ohne Mühe auch zwei zu finden gewesen, die sich einem sogenannten geistigen Beruf verschrieben haben. Warum gelang es ihnen nicht, die Gaststätte in eine Schreibstube, in ein Konstruktionsbüro oder in einen Hörsaal zu verwandeln? In einem wohl versehenen Bürgerhause hütet ihnen die Mutter den Smoking für bessere Zeiten. Wenn man sie jetzt, hochbürgerlich angetan, auf die Häcksellade einer Bauerndiele setzen könnte, welche Verwandlungen würden sie dort bewirken? Sie wären dort nur deplatziert, würden sich ihrer Lächerlichkeit bewusst werden und alle Sicherheit verlieren. Aber eben die Sicherheit kommt diesen Bauernburschen nie in Gefahr. In der Gesammeltheit ihres Wesens haben sie noch Zugang zu Kräften ständiger Erneuerung, von denen andere schon lange ausgeschlossen sind.

VII

Oft stellte ich mir in den Jahren nach diesem Sonntagnachmittag in Neumünster die Frage: „Haben sie noch Brüder, diese jungen Bauern, die damals in dem vom Kriegssturm erregten Menschenmeere wie Felsen der Gelassenheit standen?“ Immer noch gehen die Wogen hoch, wenngleich sie nicht mehr vom Blute der Unseren schaudervoll rötlich angefärbt sind. Was wäre uns dringender Not, als jene Gelassenheit, in der sich der Glaube an die Unverrückbarkeit der Lebensgrundlagen spiegelt?

Vor einigen Tagen habe ich zu meinem Trost einen Bruder der beiden jungen Soldaten gesehen. In einer sehr belebten Ein-

bahnstraße war die rechte Seite über eine lange Strecke hin ohne den geringsten Zwischenraum von parkenden Wagen bestellt, so dass ein Überholen unmöglich wurde. Aus einem Laden tretend, sah ich den Verkehr sich stauen. Immer länger wurde die Reihe der aufgehaltene Fahrzeuge, deren Lenker sich nach der Verschiedenheit ihres Temperaments entweder mit wortreichem Zorn, oder in stummer Resignation ins Unvermeidliche schicken mussten. Ihre Fahrt ging so langsam, dass ich, der Fußgänger, sie überholen konnte und zuletzt bei dem Verkehrshindernis ankam. Ein junger Bauer lenkte einen mit Kartoffeln beladenen Wagen. In die plötzliche Stille, die sich das Gefährt erzwungen hatte, klang das Getrappel der Hufe auf dem Pflaster wie ein kriegerischer Trommelwirbel. Der junge Bauer wandte sich um, und da er eben eine Straßenbiegung durchfuhr, konnte er, wenigstens zu einem Teil, die Automobil-Kolonnen übersehen, die sich hinter ihm zusammendrängte. Sein Gesicht wahrte die Gelassenheit. Es verriet keinen Spott, keine Genugtuung über das, was er da bewirkte. Andererseits aber war ihm auch nicht das geringste Zeichen der Nervosität abzulesen. Der Fuhrmann machte nicht etwa mit überhasteten Bewegungen den Versuch, seine Pferde zu einem Trab mit ihrer schweren Last zu nötigen. Er behauptete nur in unerschütterlicher Selbstsicherheit das Recht seines verlorenen Pferdefuhrwerks in der Masse der Motoren. Sein unbewegtes Gesicht schien sagen zu wollen: „Was für euch gilt, gilt nicht für mich.“

Als endlich die Reihe der parkenden Automobile abbrach, bog er sofort scharf rechts ein und ließ die in ihrer Ungeduld schwer Geprüften an sich vorüberauschen, wobei er keinen Blick von seinen Pferden wandte. Mienen und Gesten der Wagenlenker waren ihm höchst gleichgültig, und auch die nachlässig und nach ihrer Überzeugung gewiss unüberbietbar anmutig in ihren Führersitz geschmiegte junge Dame mit dem farbenprächtigen Make up hätte sich ihren Augenaufschlag und das mokante Lächeln sparen können. „Bei euch mag *dies* Mode sein; bei uns ist etwas

anderes Mode.“ So steht es mit erzenen Buchstaben im Gesicht des jungen Bauern zu lesen.

Er bringt Kartoffeln in die Stadt; und wenn die gedankenlosen Städter ihn ein Verkehrshindernis schimpfen, so weiß er sich im Dienst des Lebens, für das die Superklugen doch nie andere Grundlagen finden werden als die, die Gott ihm gelegt hat. Aber das alles ist keine Erkenntnis, für die er eben jetzt unter seinen plattdeutschen Worten die am besten treffenden sucht. Alles ist unmittelbare Gewissheit, unerschütterliche Sicherheit des Lebensgefühls. Wem es gefällt, der mag sein Gesicht glatt und leer finden! Wir sind so sehr geneigt, das Menschengesicht erst interessant zu nennen, wenn sich in ihm die vielen Widersinne eines Lebens ausdrücken, wenn es zerrissen ist, wie eine Landschaft von den Schützengräben sich bekämpfender Gewalten. Sollten wir uns nicht vielmehr freuen an Gesichtern, die noch heil sind, die sich in der Gleichförmigkeit eines gepflügten Ackers friedlich hinbreiten?

Man möchte zuweilen beten um Verkehrshindernisse, die die glatte Fahrt unterbrechen und bei den berauschten Lenkern der Maschinen in der erzwungenen Untätigkeit einer Minute Raum schaffen für die Ernüchterung, in der klar wird, dass die Straße gefährlich abschüssig ist und vielleicht in den Abgrund führt. Auf der Höhe ihres Rausches und ihrer Hybris mögen sie sagen: „Die Möglichkeiten der Technik sind nicht auszuschöpfen. Eben jetzt ist mit der Atomkraft ein neuer Anfang gesetzt.“ Es gibt zum Glück noch verkehrshindernde Menschen, die die „Grenzen der Menschheit“ nie aus dem Auge verlieren, und deren Leben, ohne, dass sie es bei Goethe zu lesen brauchen, bestimmt wird von der Gewissheit, dass sich mit den Göttern nicht messen soll irgend ein Mensch.